

# Für eine Pädagogik der Vielfalt

## Wie der Kindergarten zur interkulturellen Erziehung beitragen kann

Von Christine Parsdorfer

Kerem und Talib sind dicke Freunde. Sie gehen in dieselbe Gruppe im Kindergarten und sie wohnen auch in derselben Straße. Kerems Familie kam vor zwanzig Jahren aus der Türkei; Vater, Mutter und die drei Brüder haben inzwischen einen deutschen Pass und Kerem spricht fließend Deutsch und Türkisch. Talib floh mit seiner Familie vor zwei Jahren aus Syrien – seine Eltern dürfen wegen ihrem Flüchtlingsstatus nicht arbeiten, Deutsch lernt Talib gerade im Kindergarten.

So verschieden die Lebenssituation und die Ausgangslagen dieser Kinder sind – eines haben sie gemeinsam. Im derzeit herrschenden Sprachgebrauch stammen sie aus einer Familie mit „Migrationshintergrund“. Und dieser bereitet scheinbar Probleme – egal ob es sich um Kinder handelt, die traumatisiert aus einem Land geflohen sind oder die schon seit Jahren hier leben und vielleicht allein durch dunklere Haar- oder Hautfarbe als von „woandersher“ zu identifizieren sind. Problematisch ist im öffentlichen Diskurs aber weniger, dass Immigrantenfamilien weitaus schlechtere Chancen im Bildungssystem und damit auf dem Arbeitsmarkt haben. Hier sind es vor allem die „kulturellen Besonderheiten“, die zu Konflikten führen sollen und die einer Integration im Wege stehen.

Die verschiedenen Ansätze der interkulturellen Pädagogik setzen in den letzten Jahren gegen diese Vereinfachung einen Kontrapunkt. Sie stellen nicht nur die gängigen Begrifflichkeiten – die harmonisierende Multikultur wie den „Kampf der Kulturen“ – infrage. Sie suchen nach Konzepten, die den komplexen Bedingungen individuellen Handelns und Identitätsbildung Rechnung tragen und geben sich nicht damit zufrieden, dieses von einer festgelegten Kultur abzuleiten. Erfreulich viele Bücher sind in den letzten zwei Jahren dazu erschienen, die alle versuchen, eine Fixierung von Individuen auf „ihre Herkunft“ oder „ihre Kultur“ zu vermeiden.

### **Döner um die Ecke**

So wie zum Beispiel Arnd-Michael Nohl, der systematisch die verschiedenen Konzepte interkultureller Pädagogik darstellt. In der traditionellen Ausländerpädagogik ging es vor allem um die „Defizite der Ausländer“ – ihre mangelnden Sprachkenntnisse, die fehlende Integrationsbereitschaft, die inkompatiblen Werte und Traditionen. Die interkulturelle Pädagogik, die aus einer Kritik an diesem Modell entstand, reflektierte dagegen zunächst den Gewinn, den die Gesellschaft durch den Zuzug „neuer Kulturen“ hat: Döner an jeder Ecke oder Eis vom Italiener – die MigrantInnen galten als „Bereicherung“ der Mehrheitsgesellschaft. Beide waren gleichwertig und profitierten voneinander – während die traditionelle Ausländerpädagogik das Verhältnis zu den MigrantInnen eher konfliktiv fasste.

### **Quelle: Aus Kinderzeit 03 / 07**

*Wir danken der Zeitschrift „Kinderzeit“ und der Autorin Christine Parsdorfer, die uns den Artikel für die Materialien zur Interkulturelle Woche 2008 freundlicher Weise zur Verfügung gestellt haben. Weitere Verfielfältigungen und Abdrucke nur mit Erlaubnis des Verlages.*

Diese Konzeption ging kritischen Pädagogen und Pädagoginnen nicht weit genug: Sie konzentrierten sich im Anschluss auf die gesellschaftlichen Missstände, die eine Gleichberechtigung von Einwanderern und Einheimischen verhindern. Nicht der mangelnde Integrationswille oder gar die fremde Kultur führte in ihren Augen zu Problemen: Die Diskriminierung resultiere vielmehr aus den Zuschreibungen, die Institutionen wie Schule oder Universität im Umgang mit MigrantInnen vornehmen. Wer aus einer Migrantenfamilie komme, habe schon allein durch diese Tatsache schlechte Karten: ein vorurteilsgeprägter Blick von ErzieherInnen oder LehrerInnen führe dazu, dass sich Kinder aus Einwandererfamilien mindestens doppelt beweisen müssen. So ist es dann auch nicht das konkrete Verhalten der Kinder, das bewertet wird. Die Pädagogen sehen sie durch eine kulturelle Brille, die sie auf bestimmte Weise in der Gruppe positioniert: Ein türkischer Junge ist dann gleich ein Chauvi, obwohl sein deutscher Freund die Mädchen auf ähnliche Art und Weise ärgert. Die Kultur bildet so eine Folie, auf der sich unsere Gesellschaft als modern präsentieren kann, während das Verhalten „der anderen“ dann automatisch rückständig und traditionell ist.

### **Kultur ist keine Insel**

Ingrid Gogolin und Marianne Krüger-Potratz machen auf eine weitere Schiefelage in der heutigen Integrations-Debatte aufmerksam: Kulturelle Ausdrucksformen sind nicht unveränderliche Merkmale, sondern oft zweckgerichtet. Das heißt, ob und in welchen Situationen ein Mensch sich selbst „einer Kultur“ zuordnet – oder aber ob das andere tun – hängt davon ab, ob er sich unterscheidbar machen will und die Andersartigkeit inszeniert. Um zu einer bestimmten Gruppe zu gehören, ist es für den Einzelnen oft sinnvoll, ein bestimmtes Verhalten, oder aber auch ein bestimmtes Outfit anzunehmen – so wie es Jugendliche tun, wenn sie sich Zugang zu einer bestimmten In-Group verschaffen wollen. Diese Selbstverortung kann im Laufe des Lebens wechseln. Damit verbunden ist auch, dass sich „verschiedene Kulturen“ keineswegs voneinander abgrenzen müssen. Sie können – wie Untersuchungen aus dem Kontext der „cultural studies“ zeigen – Verbindungen miteinander eingehen, so dass eine „Kultur“ in Reinform gar nicht existiert. Mit den kulturellen Praktiken, die sich in einem ständigen Wandel befinden, befasst sich auch die sogenannte „transkulturelle Pädagogik“, die in dem Sammelband von Assit Data ihre Forschungsergebnisse präsentiert. Trotz unterschiedlichster Ansätze ist sie sich in einem Punkt einig: Angesichts fortschreitender Globalisierung und der Heterogenität von Großstädten wandelt sich auch Kultur – und zwar sowohl die der Mehrheitsgesellschaft als auch die der Einwanderer. Nationen sind keine Inseln (mehr) – nationale Kulturen durchdringen sich, sind einem ständigen Wandel unterworfen, also keinesfalls statisch oder homogen, sondern Ergebnis einer Synthese unterschiedlichster kultureller Einflüsse. Auf diesen Grundkonsens schien man sich laut Hartmut Griese auch schon in den 90er-Jahren im Bereich der interkulturellen Pädagogik geeinigt zu haben. Wenig verständlich ist es deshalb in seinen Augen, dass heute ein statischer Kulturbegriff nicht nur politische, sondern auch wissenschaftliche Debatten bestimme. Weiterhin werden gesellschaftliche „Ungleichheitslagen in Kulturprobleme umdefiniert, (...) es wird gemäß der Differenzperspektive weiterhin ethnisiert, stigmatisiert und entpolitisiert.“ Auch bei verschiedenen Ansätzen der interkulturellen Pädagogik herrsche eine äußerst problematische Terminologie. So merkt Hartmut Griese zum Begriff Toleranz an: „Jemanden

#### **Quelle: Aus Kinderzeit 03 / 07**

*Wir danken der Zeitschrift „Kinderzeit“ und der Autorin Christine Parsdorfer, die uns den Artikel für die Materialien zur Interkulturelle Woche 2008 freundlicher Weise zur Verfügung gestellt haben. Weitere Verfielfältigungen und Abdrucke nur mit Erlaubnis des Verlages.*

‚tolerieren‘, darauf hatte schon Goethe hingewiesen, bedeutet quasi eine Beleidigung: Ich dulde jemanden, den ich eigentlich ablehne!“ (Griese, S.15). Dulden könne immer nur die Mehrheitsgesellschaft – sie maße sich auch an zu definieren, was „normal“ oder was „abweichend“ ist.

### **Identität als Baukasten**

Wie lassen sich diese Erkenntnisse in der Kindergarten-Arbeit umsetzen? Alle neueren Ansätze plädieren dafür, das einzelne Kind in den Mittelpunkt der pädagogischen Arbeit zu stellen und es mit seiner ganz besonderen Geschichte als Individuum wahrzunehmen. Das heißt, es sollte weniger darum gehen, die Fremdheit und Andersartigkeit von Kindern zu betonen. Ein Beharren auf Differenz führt dazu, dass man den anderen zwar in seiner Andersheit wahrnimmt und vielleicht sogar anerkennt, er wird aber dadurch zugleich in „das Ghetto seiner Andersheit eingesperrt“, wie Ingrid Gogolin und Marianne Krüger-Potratz betonen. Der Kindergarten muss Bildungsprozesse initiieren, für die die bisherige Lebenserfahrung der Kinder in einer Gruppe die Grundlage bildet.

Für Claudia Ueffing hat dieser Ansatz weitreichende Konsequenzen. Er bedeutet, „dass alle sich im Lebensraum Kindertageseinrichtung treffenden Menschen unabhängig von Alter, Pass, Geschlecht und Religion gemeinsam an der Schaffung eines neuen Kulturraumes beteiligen. Es gibt kein ‚wir‘ und ‚die‘ (...) Ich provoziere keine Deutschen und Ausländer, keine deutsch Sprechenden und nicht deutsch Sprechenden, keine Bildungsnahen und Bildungsfernen.“ Damit wäre es möglich, das einzelne Kind mit seinen Fähigkeiten und Kompetenzen, die sich auch aus seiner Herkunft und seiner aktuellen Lebenssituation ergeben, ins Zentrum zu stellen und sich nicht, wie oft praktiziert, an unterstellten Problemlagen und Konflikten zu orientieren. Aus einer Zusammenführung der verschiedenen Lebenswelten in einer Kindertageseinrichtung könne so eine neue Einrichtungskultur entstehen, in der nicht kulturell verbrämte Mythen oder Identitäten festgeschrieben werden.

Eine Pädagogik der Vielfalt steht für die Offenheit und den Dialog mit anderen, den genauen Blick auf die Lebenslage von Kindern und ihren Familien, die gezielte Beobachtung und daraus resultierende individuelle Förderung der Kinder. Die Theorie ist hier sicherlich der Praxis voraus.

Problematisch sind vor allem die Rahmenbedingungen, die den Kitas vorgegeben sind. In den Gruppen müsste es zum Beispiel möglich sein, gezielt auf jedes Kind einzugehen – eine Voraussetzung, die aber bei dem heute bestehenden Personalschlüssel nahezu utopisch wirkt.

### **Aus Kinderzeit 03 / 07**

#### **Quelle: Aus Kinderzeit 03 / 07**

*Wir danken der Zeitschrift „Kinderzeit“ und der Autorin Christine Parsdorfer, die uns den Artikel für die Materialien zur Interkulturelle Woche 2008 freundlicher Weise zur Verfügung gestellt haben. Weitere Verfielfältigungen und Abdrucke nur mit Erlaubnis des Verlages.*